

Von Schnabeltieren, Tapiren und Schildkrötenpanzern

Oder: Logogramme und die *merveilleuse variété de l'esprit*

Fritz Rex (Potsdam)

Umberto Eco hat mit der Geschichte von Kants Problem, das Schnabeltier zu klassifizieren, darauf hingewiesen, dass die begriffliche Fassung voraussetzungsreich ist und mitunter mit den Dingen der Welt kollidiert. Wilhelm von Humboldt hat den Grund hierfür in den Sprachen ausgemacht, deren auf verschiedene Weise gliedernde Eigenschaft er in den Kantschen Universalismus eingeschrieben hat: die Struktur der Sprachen färbt das Verständnis, das wir uns von der Welt machen. Dabei spielt die Frage der Bildlichkeit eine herausgehobene Rolle. Je ‚objektbezogener‘ nämlich eine Sprache, desto größer sei zwar ihre Genauigkeit in der Bildung isolierender Begriffe, desto weniger aber erfasse sie die grammatischen Bezüge. Diese Annahme ist letztlich ein Erbe der aufklärerischen Schrifttheorie, welche die Zeichenentwicklung als Rationalisierungsprozess vom Bild über die Figur zum Alphabet beschrieben hatte. Zeichentheorie ist Zivilisationstheorie: China, das große philosophische Reich am ‚anderen Ende der Welt‘, habe die Entwicklung nur bis zur Wort-Figur gebracht, weshalb es dem Geist nicht eigentlich abstrakte Innerlichkeit und Subjektivität abgewinne – und ohne Subjektivität bekanntlich nach Hegel keine Freiheit. Gegen dieses europäische Bild von den Zeichen und Sprachen führt Abel-Rémusat, der erste europäische Sinologe am *Collège de France*, den chinesischen Tapir auf die Lichtung des Denkens. Es entsteht eine universalistische Auffassung der menschlichen Sprachlichkeit, die sich nicht in den europäischen Kategorien erschöpft. Humboldt, der dieser die Reformulierung seiner Grammatiktheorie verdankt, konnte das nur gefallen. Seine Begeisterung für die poetische Varianz des Denkens hat Jürgen Trabant immer wieder betont.